

*Verlag* Bibliothek der Provinz

Thomas Örs Szabó  
CAMERA OBSCURA

*Roman*

Thomas Örs Szabó  
CAMERA OBSCURA  
*Roman*

*herausgegeben von* Richard Pils  
*Lektorat* Dr. Erika Sieder  
*Grafik* Raphael Besenbäck

ISBN 978-3-99126-048-6

© *Verlag* Bibliothek der Provinz  
A-3970 WEITRA 02856/3794  
[www.bibliothekderprovinz.at](http://www.bibliothekderprovinz.at)

Cover: Gerhard Gepp, ohne Titel  
Abgedruckt mit freundlicher  
Genehmigung des Künstlers.



Das üble Schattentheater, das die zerschlissene Haut des alten Herrn zur Leinwand ihrer Erzählung werden ließ, so konnte man wohl sagen, flößte seinen Betrachtern eine unwillkürliche Abscheu ein. Eine rationale Erklärung für den Schauer, vielleicht sogar Ekel, der ein Gegenüber zu bannen vermochte, entsprang seiner Kaltherzigkeit. Die forcierte Distanz gegenüber seinen Mitmenschen und das Unverständnis für lebendige Freude hatten seine Krähenfüße so tief bis über die Wangenknochen gegraben, dass sie seine Außenwelt wie Gitterstäbe vor einem Blick in seine Wirklichkeit zu bewahren schienen. Die tiefen Lider seiner Augenwinkel und der milchig glasige Blick verrieten, wie sehr die zerfurchten Klüfte und das Ornament seines Gesichts durch Gram geschaffen wurden. Weder Weisheit noch Milde zeichneten sich hier ab. Den Blick einmal nach vorn, dann wieder auf den Boden gerichtet, streifte der Namenlose wie blind durch seine gepflasterten Straßen. Die Jahre, die er in freiwilliger Isolation in einem kleinen Städtchen verbrachte, hinterließen dicke Schwaden von Nebel vor seinem geistigen Auge.

Jedes der Gebäude am Straßenrand konnte er mit einer sehr spezifischen Erinnerung verknüpfen. Sie waren für ihn jedoch nicht, wie für viele andere, in erster Linie bewohnt, sondern besetzt von den Tagen der Vergangenheit, so wie er sich an sie zu erinnern vermochte. In summa, daran gab es keinen Zweifel, schlich der Namenlose wie automatisiert durch ein Raster, das er zu seinem ganz persönlichen Labyrinth werden ließ. Unglücklicherweise, und obwohl dieses ja seinem eigenen Geist entsprang, konnte er sich zwar frei in ihm bewegen, schien jedoch keinerlei

Ausweg zu finden, sofern man überhaupt davon ausgehen konnte, dass er solchen suchte. Seine Tage zogen schemenhaft an ihm vorüber, ohne dass er Notiz vom Zauber seiner Gegenwart nahm, sich seiner Gefangenschaft gewahr wurde oder etwas unternahm, seiner Zelle zu entfliehen. Die Wunden der Vergangenheit waren verwachsen wie die moosigen Fugen im Pflaster der Seitenstraßen seines Ortes. So trottete der bemitleidenswerte Halunke durch seine im Voraus verlebte Zeit stur wie eine Lokomotive zum immer selben Platz. Tagein, tagaus. Nur um sich zu erniedrigen.

Wenngleich er selbst einem sehr alten Handwerk nachging, indem er sich dem glanzlosen Schuhwerk seiner Kunden widmete, hatte er in all den Jahren kaum genug Geld für ein eigenes Paar sammeln können. Sein schleppender Schritt und die einseitige Belastung durch eine hölzerne Truhe, die er von Berufs wegen mit sich trug, ließen das Leder unter seinen Füßen und in der brütenden Hitze des von der dalmatischen Sonne glühenden Bodens brüchig werden. Die Sohle des Schuhwerks unterschied sich damit nur wenig von den tiefen Furchen seines Gesichts und war kaum dunkler als seine Haut. Mit der rechten Hand hielt er den Strick, den er zum Tragegurt seiner Holztruhe bestimmt hatte, vor seine Brust, damit dieser sich ob des Gewichts nicht zu tief und schmerzhaft ins Fleisch der tragenden Schulter schneiden konnte. In nur mäßigem Tempo setzte er seinen Weg unbeirrt fort.

Die Ortschaft, in der er lebte, öffnete sich von einem kleinen Handelskai nahe der Küste wie das Delta eines Flusslaufs ins Landesinnere. Gerade heute machte Suha Vrata, so hieß die Siedlung, ihrem Namen alle Ehre. Der städtebauliche Fächer der über viele Jahrhunderte gewach-

senen Stadt breitete sich wie die Adern eines Laubblattes über eine trockene und unwirtliche Landschaft. Eine große Allee sammelte die einzelnen Stränge ihrer unregelmäßigen Seitengassen in einer spiegelnden Achse, welche, ihrer Richtung folgend, den Blick auf das Adriatische Meer freigab.

Suha Vrata, übersetzt »das trockene Tor«, wurde in diesem Jahr von einem Sommer heimgesucht, der seine Einwohner leiden ließ. Den schweren Kalksteinkuben, aus denen die hiesigen Häuser aufgrund eines nahegelegenen Steinbruchs erbaut wurden, gelang es seit Wochen nicht mehr, die Kühle im Innern ihrer Wohnräume zu bewahren. Stattdessen sammelte sich zwischen ihnen die heiße Luft, die aufgrund der aufgeheizten Bauten auch in der Nacht nicht herunterkühlen konnte. Wie von Radiatoren erhitzt, flackerte die Atmosphäre im hellen Schein der zu dieser Zeit unbarmherzigen Sonne.

All dies schien den Namenlosen nicht zu kümmern. Der Zorn darüber, dass ihn die Welt gerade an diesem Ort ausgespuckt hatte, blieb ihm – unabhängig von Jahreszeit und Witterung – erhalten. Ein Tag wie dieser bestärkte ihn noch in seiner Haltung. Die Einsamkeit nagte an ihm und hinterließ Spuren des Neides, wann immer er einer ausgelassenen Person begegnete, die in menschlicher Vertrautheit die Nähe ihres Nächsten suchte. An einem Sonntag wie diesem hielten sich jedoch nur wenige Menschen auf den Straßen im Stadtinneren auf. Das Einzige, was sie aus ihren Verstecken hätte locken können, wäre das noch ausständige Läuten der Glocken des Kirchturms zur Sonntagsmesse gewesen.

Der zu einem einschiffigen, romanischen Bauwerk gehörende und den höchsten Punkt der Stadt markierende Turm war das erklärte Ziel des Mannes. In seinem Schatten, so

hatte er sich überlegt, würde besagter Tag wohl am erträglichsten sein. Um den richtigen Weg einzuschlagen, musste er nichts weiter tun, als der breiten Hauptallee Richtung Hafen zu folgen. Immer den strengen Gerüchen hinterher, die das Angebot der Fischer des Vortages hinterließ.

Petersfisch, Goldbrasse, Seehecht, Wolfsbarsch und viele andere wurden von Seeleuten mit Seitenschleppern in großen Netzen an Land gebracht, um sie an die heimische Bevölkerung und die Gastronomen der Region zu veräußern. Das Innere der vor Ort geputzten und ausgegenommenen Meerestiere, das nicht von den Möwen, Ratten und Streunern am Pier verzehrt werden konnte, verwandelte sich in kürzester Zeit in ein Feuerwerk der Gerüche, das sich zwischen einer Bouillabaisse und der nasebeißenden Zumutung einer Kloake bewegte. Noch bevor er diesen Ausdünstungen zu nahe kam, hieß es, in einem rechten Winkel auf einen geräumigen Platz einzubiegen, in dessen Mitte der massive Kirchenbau seinen rechtmäßigen und unumstrittenen Platz im Stadtzentrum einnahm. Das Bild, das sich einem fantasievollen Betrachter bot, hätte gewiss als pittoresk bezeichnet werden können. Dies jedoch war für den Namenlosen ohne Bedeutung. Weder die Augen, die sich abwendend tief in ihre Höhlen zurückgezogen hatten, noch das versteinerte Herz erlaubten es dem Vogelfreien von etwas Wesentlichem Kenntnis zu nehmen. Sein Blick war unentwegt nach innen gerichtet. Seine Rastlosigkeit legte sich auch dann nicht, als er sich im Schatten des Kirchturms niederließ. Mit der Welt, so könnte man sagen, war er schon lange fertig.

Am Sockel des Gotteshauses legte er sich einen Polster zurecht, den er aus seiner Truhe geholt hatte, und lehnte sich an einen der bossierten Steinquader des Sakralbaus.

Ein Schuhputzer, wie er es war, hatte einige Utensilien im Gepäck. Hierzu gehörten eine dunkle und helle Bürste aus Rosshaar, eine schwarze und eine neutrale Schuhcreme zur Pflege, einige abgenutzte Lappen zur Politur und darüber hinaus ein in altes Zeitungspapier eingefalteter Kanten Weißbrot samt Taschenmesser und Schweinespeck, um über den Tag nicht hungern zu müssen. Bis auf seine Mahlzeit legte er sich sein Arbeitsgerät ordentlich gereiht zurecht. Seinen Proviant ließ er in der aus ausrangierten Brettern zusammengezimmerten Lade, um ihn vor der sengenden Hitze und lauernden Fliegen zu schützen.

Der Verstoßene konnte es sich erlauben, auch an einem Sonntag seiner Arbeit nachzugehen. Der nach seiner Ansicht alltägliche Unfug sowie die mit ihm einhergehende Verschwendung von Lebenskraft der Anderen gingen ihn nichts an. Schlechthin, so dachte er, hangelte man sich doch im Leben von einer Beschwernis zur nächsten und suchte dabei chancenlos nach einem immer neuen Silberstreif, der versprach der letzte zu sein. Vergebens jedoch, die Schindereien fanden kein Ende. Ein völlig aussichtsloses Unterfangen und ein nicht enden wollender Kampf gegen eine menschliche Natur, die dem Wahn erlag, sich immer neue Hürden in den Weg legen zu müssen. Ambitionen waren ihm also fremd. Er war keinem außer dem Schöpfer und sich selbst verpflichtet. Seinem eigenen Glaubenssatz jedoch nach, so war gewiss, gab es dennoch keine Freiheit.

Wiewohl nach landläufiger Meinung, zumindest für die Einwohner von Suha Vrata, nur zwei Möglichkeiten zur Wahl standen, nämlich erstens an einen Gott zu glauben oder zweitens, die Existenz eines solchen zu verneinen,

konnte weder der eine noch der andere Standpunkt das Leben beflügeln. Der Namenlose für seinen Teil hatte hierzu zu Füßen seines Kirchturms schon seit Jahren einige Überlegungen angestellt. Und auch jetzt dachte er wieder nach.

Wenn es Gott gab, so müsste dieser von gütiger Natur sein. Sich im Leben zu quälen, machte demnach keinen Sinn. Als Schöpfung einer höheren Macht würde man, so diese gnädig ist, behütet oder aber zumindest auf dem für den persönlichen Werdegang bestmöglichen Weg geleitet. Ein Grund zur Sorge konnte demnach gar nicht aufkommen.

Gab es eine solche nicht, hieße dies, dass ohnehin jede Mühsal vergebens wäre, da das Leben mit dem Tod endet und jeder, während all der Jahre erwirtschaftete Reichtum verloren ginge. Genau diese Einstellung war es, die den Namenlosen in den Augen seiner Mitmenschen für vogelfrei erklärte. In keinem Fall hätte er etwas zu verlieren, so müsste man meinen. Jeder durch Anstrengung vergeudete Tropfen Schweiß war einer, der nicht gerechtfertigt werden konnte. Der Kampf jedes Einzelnen im Gefecht um eine bessere Zukunft hatte samt und sonders nur einen marginalen und kurzfristigen Mehrwert. Genau wie der trockene Staub der Straßen Suha Vratas verweht, würden auch diese bedeutungslosen Akte vom Zahn der Zeit zernagt.

Obwohl dieser Logik nicht viel entgegen zu setzen war, konnte der Namenlose nicht loslassen. Er kam nicht umhin festzustellen, dass er sich trotz allem unfrei fühlte. Nicht etwa wie jemand, der gerne ein paar freie Tage in Anspruch nehmen wollte, um Dinge zu erledigen, die sich schon zu lange angesammelt hatten. Es war eine existenzielle Angst, die er verspürte und die ihn besetzte. Sie

hielt ihn davon ab, über den immer selben Gedanken hinweg zu kommen. Er befand sich in einer abstrakten Spirale, die sich immer fester zuzuziehen schien. Wie enge Stricke legten sich diese Überlegungen um seinen Brustkorb und machten ihm an vielen Tagen das Atmen schwer. Das bleierne Gewicht seiner Last ließ seine Schultern krampfen und der jahrelange Schmerz tiefsitzender Verspannungen machte ihm Tag für Tag mehr zu schaffen.

Noch war es früh an jenem Sonntag. Die letzten Läden der den Kirchplatz rahmenden Häuser wurden von ihren Eigentümern geöffnet. Die alten Scharniere knarrten dabei leise vor sich hin und brachen die Stille des ansonsten unbelebten Stadtwinkels. Mit einem kleinen Holzsplitter arbeitete der alte Herr nun mit nur mäßigem Erfolg daran, die dunklen Reste Schuhcreme unter seinen Nägeln hervor zu kratzen. Die tägliche Arbeit mit der schwarzen Paste hinterließ ihre Spuren. Die zähe Masse ließ sich nicht mehr nur kaum von seinen Händen entfernen, sie legte sich tief in ihre Falten und machte jede Schwielle und alle Muster der Handfläche deutlich. Während er sich diese Topographie so im Detail besah, wartete er auf seinen ersten Kunden.

Der sonntägliche Gottesdienst hatte sich bisweilen als einer der für ihn lukrativsten Tage herausgestellt. Noch bevor es losging und gerade in letzter Minute kamen häufig einige Herren bei ihm vorbei. Um einen guten Eindruck vor Gott, dem Pfarrer und der Gemeinde zu hinterlassen, mussten nicht nur die Haare gemacht, der Sonntagsanzug angelegt, sondern auch die Schuhe auf Hochglanz gebracht werden. Der Schuhputzer spitzte horchend seine Ohren. Der leise Widerhall schneller Schritte auf dem Kopfsteinpflaster, den die leeren Wege zu ihm

trugen, würde erfahrungsgemäß seinen ersten Kunden ankündigen. Aus welcher der kleinen Gassen dieser käme, verriet das Echo jedoch nicht. Er schloss die Augen, um seine anderen Sinne zu entlasten und sortierte alles Wahrgenommene in die Schubladen ihres Ursprungs.

Zuerst war da ein Klang, besser ein Geräusch, wie wenn das Segel eines Schoners im Wind beginnt, sich durch ein leichtes Wiegen nach dem Schlag einer Böe auszurichten und zuletzt voll gespannt seine Zugkraft auf den Schiffsrumpf überträgt. All dies, nur wesentlich sanfter, leiser, fast unmerklich. Es wiederholte sich ein zweites und noch ein drittes Mal. Das nun folgende Gurren ließ jedoch keinen Zweifel. Vor seinem geistigen Auge landeten flatternd drei Tauben und tummelten sich auf der Suche nach etwas Essbarem. Mit jedem Schritt machten sie dabei eine leicht nickende Bewegung und pickten, mit ihren Schnäbeln unaufhörlich suchend, nach essbaren Krumen. Jenes Geräusch war für ihn also nicht von Nutzen. So sperrte der Schuhputzer diese erste Schublade in Gedanken ab.

Kaum hatte er den Schlüssel gedreht und das Schloss verriegelt, sprang auch schon die nächste auf. Diesmal war es die Melodie körnigen Sandes. Vielen ist das vielleicht kein Begriff. Wer jedoch einige Zeit im Freien verbringt oder sich jemals in einer kleinen Bucht unter ein paar schattenspendenden Pinien zur Rast gelegt hat, wird dieses leise Rieseln wiedererkennen. Die feinsten Körner des Sandes werden vom Wind ergriffen und stürzen sich leeseitig die Dünen einer miniaturisierten Wüste hinab. Dabei reiben sie sich aneinander oder sausen pfeifend an den Ohren vorbei. Es ist, wie wenn ein Tischler feines Schleifpapier an einer hölzernen Oberfläche ansetzt und widerstandslos über diese hinwegwischt. Der Namenlose war kurz verunsichert. Ihm war das, was er hörte zwar

nicht fremd, seine Fantasie erlaubte ihm aber nicht, das Vernommene im Geiste und mit geschlossenen Augen auf dem Kirchplatz zu verorten. Er hörte dem Geräusch nach und öffnete, wie ein beim Versteckspiel schummelndes Kind, die Lider für einen kleinen Spalt, um sich umzusehen.

Da war es. Die trockene Jahreszeit kostete auch einigen Oleandersträuchern, die der alte Herr rasch als Ursache des leisen Rieselns ausmachte, das Leben. Der Wirt der kleinen Gaststätte am Platze hatte diese in große tönernen Töpfe gepflanzt. Sie sollten seinen Gästen etwas Schatten und Schutz vor der Sonne gewähren sowie seine Terrasse schmücken. Nun waren die Vasen gesprungen, und die ausgedörrten Blätter des Oleanders konnten nicht mehr tun, als die Laute des Sandes nachzuahmen, indem sie ihr Laub wie ein Heer vergilbter Speerspitzen aneinander rieben. Mit dieser Feststellung schloss sich, gemeinsam mit seinen Augen, nun auch die zweite gedankliche Schublade des alten Mannes. Von neuem konzentrierte er sich auf das erhoffte Klacken von Sohlen auf dem Pflaster. Es blieb vorerst aus. Während der Alte es nun endlich schaffte, sich ein wenig treiben zu lassen und auf der Suche nach seinem ersten Kunden die eigenen Sorgen aus dem Auge verlor, übermannte ihn ein kurzer Schlaf. Er sank in sich zusammen. Wirre Träume rissen ihn gedanklich aus dem Leben eines Schuhputzers in das eines fahrenden Händlers. Dies träumte er nicht zum ersten Mal.

Hochgeachtet wurde er hier. Man lud ihn zu Kaffee und Kuchen ein und sammelte sich an einem Tisch rings um ihn herum, nur um seinen Geschichten lauschen zu dürfen. In diesem wiederkehrenden Traum versuchte er, Haltung zu bewahren und unbeeindruckt über all die Gesten der

Bewunderung hinwegzusehen, die ihm entgegengebracht wurden. Sein Herz aber feierte gerade diesen Moment und freute sich über die neue Wirklichkeit, die es nicht als Trugbild erkennen wollte. Hatte sich sein Lebensweg nun doch noch als lohnend erwiesen, musste er sich fragen. Wie hatte er es auf einmal so weit gebracht? Er war unfähig, die Flut seiner Gedanken so rasch zu ordnen. Immerhin drängte man auf ihn ein.

Gerade als ihm nun sogar der Pfarrer Suha Vratas im Traume die Hand zu reichen gedachte, konnte der Alte seine Emotionen nicht mehr für sich behalten und begann vor Freude und Erleichterung zu lachen. Es platzte noch in dem Augenblick aus ihm heraus, als er die Berührung seiner Hand mit der des Geistlichen zu spüren glaubte. Während sich das Wasser in seinen unteren Lidern sammelte und langsam aber sicher über den Damm quoll, um zu Tränen des Glücks zu werden, begann mit ihm nun auch der Kleriker zu lachen. Überrascht schaute er ihm ins Gesicht.

»Hochwürden?«, stammelte der Alte verwundert und merkte nun doch, dass hier etwas nicht stimmen konnte. Sein Traum hatte sich in einem Sekundenbruchteil gewandelt.

Unwillig nahm er zur Kenntnis, dass die Versammlung jetzt nicht mehr mit, sondern über ihn lachte! Wie in trügerischen Halluzinationen üblich, fragte sich der Schuhputzer jedoch nicht nach dem Grund, sondern nahm diese Veränderung als selbstverständliche Wendung hin. Was tun? Wie sollte er sich verhalten, ging ihm durch den Kopf. Im gleichen Moment kehrten sich seine Gefühle der Rührung und Freude um. Ein tiefer Atemzug in die Bauchhöhle ließ die Tränen seines Glücks versiegen. Die eigene Fassung kehrte genau wie das Gefühl der ständigen

Ächtung zu ihm zurück. Die Schlingen, die ihn des Tags nicht losließen, verengten sich jetzt auch im Traum wie ein festes Joch um seine Brust.

Noch immer standen alle um ihn herum. Man tuschelte untereinander, blickte zu ihm hinab und begann zu spotten. Das Gelächter nahm zu und die Gesichter der Leute, die dem Schuhputzer anfangs noch bekannt waren, verzerrten sich zu aufgesetzten Masken. Nichts ließ sich mehr in ihnen lesen, sie waren wie ein steingewordener Moment. Ein ewiger Fluch! Unveränderlich. Er war hilflos ausgeliefert.

»He ...!«, rief es aus der Menge. »He ...! Du!« Der Tisch vor dem alten Herrn erzitterte.

»Schuhputzer ...« Der Namenlose schrak aus seinem Alptraum auf. Ein kurzes Zucken seines Körpers beförderte ihn aus der Fiktion zurück in die Wirklichkeit. Den Anlass hierzu gab ihm ein Kunde. Dessen Versuche, den Alten zu wecken und ihn wachzurütteln, vermischten sich mit dem Phantasiegebilde des Schlafenden, bis er schließlich doch zu sich kam.

»Geht's wieder?«, fragte der Klient ihn herrisch. Der schnelle Wechsel von Traum zu Wirklichkeit hinterließ beim Namenlosen nach außen keinerlei Spuren. Innerlich jedoch begrub er aufs Neue einen Augenblick, der ihm für die Zeit eines Wimpernschlags den vermeintlichen Glauben an Freude hätte wiedergeben können. Von einem guten Ende jedoch war er weit entfernt. Mit der einen Hand griff er nach dem speckigen Holzgriff seiner abgewetzten Rosshaarbürste und legte sie auf die Truhe, um dann die Schuhcreme zu öffnen. Einmal in den Schuhen eines anderen zu stecken, so dachte er bei sich, wäre wohl schön. Indes beugte er sich über den Fuß seines Kunden.

Sein Traum war vorüber und er im Begriff, sich für etwas Kleingeld unwillig zu demütigen. Zu den Füßen seines Gegenübers befand er sich nun auf der gleichen Höhe wie der Dreck des Vortages an dessen Schuhen. Der Mann, der ihn so unsanft aus dem Schlaf gerissen hatte, blickte auf ihn herab. Es brauchte nicht viel Menschenkenntnis und Zeit um festzustellen, dass sich dieser Herr mit allem, was er darzustellen versuchte, über dem Schuhputzer positionieren wollte. Einem Menschen einen Wert beizumessen, schien hierbei eine seiner leichtesten Übungen zu sein. Die schwarze Stoffhose, die er trug, war zwar akkurat gebügelt, verriet ihr Alter aber trotzdem durch die kleinen Fussel, die immer dann entstehen, wenn diese über einen langen Zeitraum an der immer selben Stelle abgewetzt werden. Vom Hosenbund strafften sich seine Hosenträger entlang eines prallen Bauchs über die Schultern. Die Knöpfe des weißen Hemdes spannten sich gegen ihr Gewölbe und zeichneten Sterne in den dünnen Zwirn. Die Arme in die Hüften stützend, zog der Mann seine linke Braue prüfend hoch und legte damit seine Stirn in Falten. Der Höhenunterschied und der fehlende Augenkontakt machten es ihm leicht, abschätzig und prüfend zu wirken. Der Schuhputzer war sich der Haltung seines Kunden völlig bewusst, verkniff sich einen zornigen Ausbruch und knirschte lediglich mit den Zähnen, die nach all den Jahren des Mahlens übriggeblieben waren. Selbstgerecht und zufrieden grinste sein erster Kunde, schaute sich kurz nach allen Seiten um und erwartete Gesellschaft. Schon bald würde der Platz von emsigen Kirchgängern nur so wimmeln. Bis zum ersten Läuten der Glocken waren es nur noch wenige Minuten.

Aus der Ferne konnte der Schuhputzer endlich das leise Klacken vernehmen, auf das er sich zuvor so sehr zu kon-

zentrieren versucht hatte. Schon ging er zum zweiten Stiefel über und fettete diesen großzügig ein, als eine kleine Gasse kurz darauf das Geheimnis seines zweiten Besuchers lüften sollte. Der Alte blickte auf und erkannte den Bürgermeister des Ortes schnellen Schritts näherkommen. Im gleichen Moment drehte auch sein Klient den Kopf und schaute über die Schulter um zu sehen, wen er zu erwarten hatte. Just als er in der nahenden Person den Ortsvorstand erkannte, schoss ihm der erhöhte Blutdruck den Schweiß auf die Stirn und besetzte sein Gesicht und die weit aufgeknöpfte Brust mit roten Flecken der Aufregung.

Er hatte mit der Art Unruhe zu kämpfen, die immer dann aufkommt, wenn Schuldner und Gläubiger aufeinandertreffen.

Nicht weniger beleidigt als der erste kam der zweite Mann rasch näher heran. Mit beschleunigtem Schritt versuchte er, beim Queren des Platzes die Stellen zu meiden, die nicht vom Schatten der umliegenden Gebäude geschützt wurden.

»Pavel, Guten Morgen!«, rief dieser herüber.

»Herr Bürgermeister ...«, erwiderte der Kunde des Schuhputzers etwas beschämt und versuchte, sich seinem Blick zu entziehen.

»Auge um Auge und Zahn um Zahn, nicht wahr?«

»Wie meinen Herr Bürgermeister?«, fragte der eben noch so stolze Pavel auf einmal recht kleinlaut. Der Schuhputzer schmunzelte ob der Doppeldeutigkeit der Worte des Ortsvorstehers und erfreute sich an Pavels Befangenheit. Ihm war bekannt, dass Pavel sich hie und dort immer wieder unfreiwillig verschuldete.

»So steht's doch geschrieben Pavel, erinnern Sie sich denn nicht an die Worte des Herrn Pfarrers?« Pavel hielt seine Arme nun nicht mehr mit ganzem Stolz gestützt auf

seinen Lenden, sondern verschränkte sie hinter dem Rücken.

»Ach ja, aber natürlich, Herr Bürgermeister.«

»Dann also bereit für den Gottesdienst, Pavel?«

»Jawohl.« Er rieb nervös seine Hände.

»Gut, dann lassen Sie mich auch mal ran. Schließlich sollen auch meine Schuhe in neuem Glanz erstrahlen.«

»Selbstverständlich!« Pavel, der jetzt nervös auf seinen Lippen knabberte und hinter seinem Rücken aufgeregt an seiner Nagelhaut spielte, bewegte kurz den Fuß und machte dem Schuhputzer damit ein Zeichen.

»Na, sieh zu, dass du fertig wirst! Hast doch gehört, der Bürgermeister ist der Nächste.« Pavel zog seinen rechten Stiefel, den der Alte noch nicht fertig poliert hatte, von der hölzernen Truhe und wandte sich ab. Mit den Worten »Nun gut«, war er im Begriff, das Weite zu suchen, als ihm der Schuhputzer, seinen wunden Punkt kennend, voll Schadenfreude hinterherrief:

»Ach ... Sie schreiben also an, Herr Pavel?« Sein Kunde hielt kurz inne und kramte in seiner Hosentasche, um dem Namenlosen ohne Erwiderung einige Münzen vor den hölzernen Kasten zu schnipsen und ging, wie von elementaren Kräften getrieben, davon. Um einem weiteren Gespräch mit dem Bürgermeister auszuweichen, tat er geschäftig und verschwand vom Platze. Der Schuhputzer hatte seine helle Freude an der Reaktion Pavels, der als eitler Gockel aufgekreuzt war und nun, von seinem hohen Ross gestürzt, Reißaus nahm.

Der Gemeindevorstand nahm erwartungsvoll Pavels Platz ein und konnte kaum einige Sekunden innehalten, bevor er tief Luft nahm, um einen seiner bedeutungsschweren Monologe zu beginnen. Das Schütteln seines Kopfes verriet, dass er sich mit seinen Worten auf Pavel bezog.

»Wissen Sie, guter Mann, nicht alle haben das Glück finanzieller Unabhängigkeit und damit die Möglichkeit, recht sorglos ihrem Tagesgeschäft nachzugehen. Freiheit kostet eben ... Wer nicht bereit ist, den Preis zu zahlen oder ihn nicht zahlen kann, bleibt unfrei! So ist das nun mal.«

»Ah, ist das so?«, hakte der Schuhputzer, Interesse heuchelnd, nach.

»Ja, manch einer glaubt, dieser Freiheit durch etwas Glück im Spiel nachhelfen zu können. Sie wissen ja, was ich meine, nicht wahr?« Mit einem Zwinkern und kurzem Wink in Richtung des Verschwundenen machte er kein Hehl daraus, wer gemeint war.

»Ich habe noch keinen erlebt, dem das gelungen wäre. Glück scheint doch recht kostspielig zu sein. Wer es verspielt, landet ohne Umwege in der Abhängigkeit. Trotzdem, jeder bleibt seines eigenen Glückes Schmied oder nicht?« Diese recht zynische Bemerkung konnte dem Schuhputzer nicht entgehen. Obwohl sie wohl eher an Pavel adressiert war, fühlte diesmal auch er sich unmittelbar angesprochen.

»Freiheit, Herr Vorsteher? Wie können Sie sicher sein, eine Vorstellung von ihr zu haben?«, entgegnete er ihm etwas trotzig. Wollte er augenblicklich seinen Senf nur hinzugeben, um der selbstgefälligen Äußerung etwas entgegenzusetzen zu können oder um seine eigene Situation zu rechtfertigen? – Er wusste es nicht genau. Nicht weniger pathetisch warf er ein:

»Meinen Sie nicht auch, dass Freiheit durch Sicherheit entsteht, aber Sicherheit auch Freiheit kostet?« Jetzt war es kurz still um die beiden geworden. Das Gemeindeoberhaupt hatte wenig Lust auf eine Diskussion und war es nicht gewohnt, in seiner Meinung hinterfragt zu werden.

Er winkte den Namenlosen also kurzerhand ab und fügte halsstarrig eine überaus leere Floskel hinzu, um das weitere Gespräch zu meiden.

»Sicher ist nur der Tod mein Guter, kostet er uns alle Freiheit oder macht er sie erst möglich ...?« Er wandte seinen Blick vom Schuhputzer ab und gab ihm damit zu verstehen, dass diese Frage rhetorischer Natur war. Mittlerweile hatten sich noch drei weitere Gäste, eine Reihe bildend, angestellt, die der Bürgermeister nun begrüßte.

Der Alte bemüht, dennoch das letzte Wort zu haben, nuschelte nun etwas griesgrämig wie ein Kind, dem man den Mund verboten hatte:

»Wir werden es noch erleben, Herr Vorsteher ...«, musste sich hiermit jedoch zufriedengeben, um auch seinen neuen Kunden gerecht werden zu können. Der Bürgermeister tat, als hätte er den letzten Satz des Schuhputzers überhört und zog ein letztes Mal seine Zehen gen Schienbein, damit der alte Herr seinen Polierlappen besser spannen konnte. Schnell legte er ihm hiernach einige Münzen in die Hand und verabschiedete sich. Er hieß den nächsten aus der Gruppe mit einem Wink herankommen und nahm dessen Platz in der Runde der drei Wartenden ein.

Hier standen zuvor Yanis, Jakov und Nevin, die sich angeregt miteinander unterhielten. Der Schuhputzer erinnerte sich gut an gerade diese drei. Sobald man einem von ihnen abseits ihrer eigentlichen Beschäftigung begegnete, waren die anderen beiden nicht fern. Sie kannten sich bereits von Kindesalter an, hatten bis auf einen, Familie oder aber zumindest eine Frau und trafen sich herzlich gern nach der Arbeit bei Nevin, dem das Gasthaus am Platz gehörte.

Nevin, der Gastwirt, hatte häufig bis spät in die Nacht zu tun, aber er spendierte seinen Freunden gern etwas und

freute sich, wenn diese bis zur letzten Runde blieben und mit ihm scherzten.

Wenn die Kunden des Schuhputzers in den Abendstunden ausblieben und der Tag gut gelaufen war, nahm auch er etwas von seinem Geld, ging in die Spelunke und legte es auf den im schwachen Schein einiger Glühbirnen stehenden Tresen. Nevin gab ihm im Gegenzug einen Slivovic, den hier üblichen Pflaumengeist und ein Glas Wasser. Diese nahm der Namenlose sodann an sich und verzog sich an einen in der Ecke des Lokals stehenden Tisch, weit ab von den anderen Gästen. Obwohl Hausierer und andere weniger betuchte Gesellschaftsschichten nicht gern gesehen waren, wagte es keiner, den alten Herrn von seinem Stammplatz zu vertreiben. Für sich allein und in aller Ruhe trank er hier dann seinen Schnaps und verschwand unbeobachtet im Schatten der Gastwirtschaft. Wenn die anderen Gäste zuweilen zu viel getrunken hatten und sowohl ihre zuhause wartenden Frauen als auch ihn vergaßen, hörte sich der Namenlose schweigend einige Fetzen ihrer Anekdoten an. Je größer der Rausch, desto lauter die Stimmen und heldenhafter ihre Taten. Manchmal ging es auch um ihn.

Er wusste, weshalb man ihn nicht vor die Tür zu setzen wagte. Menschen wie er, die viel Zeit in Abgeschiedenheit von den anderen verbrachten, wurden hierzulande gerne mystifiziert. Hirten und Eremiten, die lange Monate auf sich allein gestellt waren, das fahrende Volk der Zigeuner, ihre Hellseher und ebenso die Schuhputzer waren vom Zauber des Aberglaubens umgeben. Ihnen wurde eine direkte Verbindung zu den dunklen Mächten nachgesagt, die nichts als Unheil bringen konnten. Wenn man ihnen schon nicht gänzlich ausweichen konnte, versuchte man doch stets höflich zu sein und sie nicht herauszufordern.

## Thomas Örs Szabó

Geboren 1988 in Transsilvanien unter der neostalinistischen Diktatur von Nicolae Ceausescu als Teil der ungarischen Minderheit. Die Familie des Autors entscheidet sich, Rumänien zu verlassen.

Thomas Örs Szabo wächst mit wechselnden Wohnsitzen in Deutschland auf, schließt die Schule ab und beginnt das Architekturstudium. Lehrjahre führen ihn über Istanbul nach Österreich, wo er graduiert. Heute liegt sein Lebensmittelpunkt in Wien. Hier schreibt er und widmet sich dem Theologiestudium.

Seinen siebenbürgischen und deutschen Heimatorten bleibt er stets verbunden.

*Verlag* Bibliothek der Provinz